

(Nachdruck verboten.)

281

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Das Männlein vor ihm wuchs in die Höhe wie Hans Euler im Gedicht. Er wippte einmal auf den Fußspitzen, riß die Augen auf und zog die Brauen hoch, daß die Falten quer über die Stirne und die von drei Haaren bedeckte Glaze bis zum Wirbel liefen, wie die Wellen über einen Leich laufen, wenn der Wind sie treibt. Er machte eine ganz große, eine mächtige Armbewegung, wie Vater Zeus sie macht, wenn er seinen Arm übers Weltall ausstreckt. Ganz groß und wichtig, und Philipp, der zwei Köpfe größer war, sah auf das pudige Männlein von oben herab und lächelte.

„Junger Mann,“ sagte der Direktor, „Methode ist alles. Was sind wir alle ohne Methode? Was ist all unser Denken und Fühlen ohne Methode? Sie ist das Alpha und Omega unseres Berufes. Und wenn Sie selbst keine Methode haben, werden Ihre Schüler ohne Methode bleiben und niemals in den richtigen Besitz eines Wissens kommen. Es wird im Leben nichts mit ihnen anzufangen sein. Sehen Sie, Sie haben vergessen, den Unterschied zwischen einem Eigenschafts- und einem Umstandswort klarzumachen, Sie begnügten sich einfach mit der Frage danach — ganz richtig daß eine Mal mit dem Verb — darum Adverb — und das andere Mal mit dem Substantiv — darum Adjektiv. Aber ich bitte Sie, das ist doch ein himmelweiter Unterschied! Dazwischen liegt doch eine Welt, wenn ich so sagen soll — Substantiv und Verb — Adjektiv und Adverb. Sehen Sie, das ist Methode.“

Der Direktor machte ein triumphierend-selbstgefälliges Gesicht, wippte mit dem Fuße, hielt die Augenbrauen hoch und schob mit einer großen Bewegung sein Notizbuch in die linke Brusttasche.

Philipp war unendlich belustigt, aber er spielte den Zerknirschten. Das stimmte den Direktor wohlwollend.

„Sie müssen noch viel lernen, Herr Kollege.“

Er schlug ihm gönnerhaft auf die Schulter.

„Wie weit sind Sie mit Ihren Studien für das pädagogische Examen?“

Philipp log: „Ich bin nun am Amos Comenius, Herr Direktor.“

„Recht so, recht so. Wenn Sie irgend einen Rat und Material nötig haben, kommen Sie zu mir, sans façon et sans gêne. Sie müssen noch viel lernen.“

Dem Philipp war nun aller Spott vergangen. Dieser Ton kam ihm unerwartet. Wenn er wenigstens hätte schimpfen wollen! Nun aber so! Er schämte sich fürchtbar. Und daß er gelogen hatte! Und daß er so klein und nichtig war! Wenn auch die wichtige Miene und die große Geste des Direktors seinen Sinn für das Komische reizten, er kam sich ihm nun doch erbärmlich und klein vor. Er stotterte etwas von Dank, und daß er gerne gelegentlich von der Liebenswürdigkeit des Herrn Direktors Gebrauch machen wolle — und wurde nur verlegener und fixfeuerrot dabei, wie sich die Worte so devot und förmlich geradezu von selbst ergaben. Als der Direktor fort war, stand er da wie ein begossener Pudel und sah in sein leeres Klassenzimmer. Dann ging er an das Fenster und blickte ins Land hinaus.

Graben und haden draußen, ein freier Herr auf freiem Boden, aber nur nicht diese Untermüßigkeit und beschämende Bevormundung. Er dachte an den Spengler Schlüssel und seine Bücher. Wo war da Methode? Der nahm auf, wie es ihm geboten wurde. Und wenn er die Kollegen und den Direktor an dem maß, was war das für ein Unterschied! Wie klein erschienen ihm die gelehrten Herren alle, die so viel von sich hielten und so eng und verengert waren und so unpersönlich. Und darauf ging die ganze Schulerziehung hinaus, solche Menschen heranzubilden. Alles Lernen und Lehren, das war nur dazu da, Felsbrücken und Krüppelbrücken zu schaffen.

Aber war er denn selbst etwas anderes? Und war er denn selbst nicht auch wie sie, daß er diese Mittel notwendig hatte zum Fortkommen? —

Nun, danach wollte er gar nicht fragen. Da tat sich ein ganzer Abgrund auf. Das wurde gleich ein Mattenkönig, der nicht zu entwirren war. Und ganz einerlei — er wehrte sich dagegen. Er wollte so nicht sein und so nicht werden. Und wenn es in alle Irren hineinginge — er wollte sich nicht auf den sanktionierten Reisten schustern lassen.

Ja, aber wie denn? Mußte ers nicht?

Das war ihm dunkel und unbestimmt. Am Ende mußte ers auch wie diese Leute alle. Die waren auch einmal jung und auftrumpfend gewesen — besser wie die war er auch nicht — und nun war das aus ihnen geworden, was sie sind: Krippengänger.

Der Rebelle kam: „Eine schöne Empfehlung vom Herrn Direktor und Sie möchten in der nächsten Pause ins Direktorzimmer kommen.“

Er dankte. Gleich darauf wurde das Glodenzeichen für die nächste Stunde gegeben.

In der Pause überreichte ihm der Direktor einen Neudruck des „Orbis pictus“ von Comenius („Die gemalte Welt“, berühmtes Schulbuch aus dem 17. Jahrh.).

„Studieren Sie das eifrig und gewissenhaft — es wird Ihnen für Ihr Examen und Ihren Unterricht nützlich sein.“

Philipp war in größter Verlegenheit. Er wehrte sich gegen so viel Entgegenkommen. Er wollte hier ganz frei sein. Nur nicht verpflichtet sein, nur keine Verbindlichkeiten.

Er lag nun förmlich in Streit mit sich. Der Gymnasiast mit dem Lehrer — und er wollte dem Gymnasiasten alles Recht geben und den Lehrer von sich weisen. Er wollte alles zum Auftrumpfen, zur Abtrünnigkeit in sich frei halten. Und nun wurde er gebunden — ganz von selbst — mit leisen Schlingen, aber um so festeren. Mit Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen. Ach, und es verlangte ihn so sehr nach Grobsein und Abgestoßenwerden. Es verlangte ihn nach Recht und Berechtigung zum Freisein und Feindsein. Das nahm sein ganzes Sinnen ein. Und so hörte er auch nicht die guten Forderungen an seine Bildung und Ausbildung, die in seinem Fühlen lagen, die dem Direktor zunächst recht gaben, die aber nach einem stärkeren Recht in ihm selber riefen. Hierzu fehlte ihm die klare Erkenntnis und die Reife.

5.

Das Herbstfest in der „Sonne“ dauerte bis in die späte Nacht. Der Onkel Wolff hatte eine lustige Begrüßungsrede gehalten, Hermann Eigner hatte ihm nach einer kurzen Ansprache das Wort dazu erteilt. Nach ihm kam Peter Lorberger und toastete auf Hermann Eigner. In seiner Rede knallte es von allerlei Hieben, auf Anwesende und Abwesende, auf die Zustände im Städtchen, auf die Zustände im Lande, auf die Landwirtschaft und die Landwirtschaftslehrer und auf die Blüte des gegenwärtigen Weltgeistes, der sich in Ackerbau und Viehzucht jetzt eben einen dicken Wanst anresse und die Kaffertigkeit in der Welt pflanze, aber für das Schöne und eigentlich Geistige keinen Sinn mehr habe.

Philipp wußte nicht, wie er die starken Ausdrücke Lorbergers zu nehmen habe. Es schien alles auf Schlagkraft berechnet, strupellos gewählt, ohne einen feinen Sinn, ein wenig geschmacklos, aber gutes Bierredengenre, und es saß doch so etwas wie Saß und Bitterkeit hinter allem. Er fragte nach Lorberger, wer und was er sei.

„Es ist ein besonderer Kollege von Ihnen,“ belehrte ihn Georg der Eiferer, „Gymnasialabiturient — und da oben in einem Nest in Oberbessen angestellt.“

Der Onkel Wolff war immer fürs Vermitteln. Er spürte die Hiebe in Lorbergers Rede und fürchtete, sie könnten eine schweigende Verstimmung hervorrufen, wie sehr man auch gelacht hatte, so lange sie ausgeteilt worden waren. Drum erhob er sich und sprach ein paar humoristische Worte — „so jeschmackvoll wie Peter Lorberger kann ich freilich nicht reden“, sagte er, „aber ein paar jeschmacklose Worte stehen mir immer zur Verfügung, und so fordere ich Sie auf, mit mir einzustimmen in das schöne Lied, das ich Ihnen vorsingen werde, und dessen Refrain Sie wiederholen werden.“ Und er sang sein Leiblied: „Schleswig-Holstein meerrumflungen“.

Es wurden viele Reden geredet. Die Urpädagogen waren darauf bedacht, ihr Licht leuchten zu lassen. Georg der Eiferer schwang sich in die Sphären des reinen Gedankens empor und

triumphierte in Kantischer Philosophie und weiten sich daran anknüpfenden philosophischen Mißverständnissen. Er brachte ein Hoch aus auf Freundschaft und Gemütlichkeit.

„Die Freundschaft ist das reine Gefühl,“ sagte er, „das Gefühl an sich. Sie ist darum dauernd und erhaben, sie ist das eigentliche Ideale und Wesentliche unseres Gefühlslebens. Sie schwebt deshalb auch über dem Leben. Erst die Gemütlichkeit führt sie ins Leben hinein. Die Gemütlichkeit ist ihr Page und ihr Vorspann. Sie schlingt sie ein in den Kranz der Stunden, sie gibt ihr die Realität. Unser ganzes inneres Erleben beruht nur auf der Assoziation der Ideen — unsere ganze Anschauung ist nur Ideenassoziation — Freundschaft und Gemütlichkeit, das sind assoziierte Begriffe, sie leben hoch!“

Der kleine Meyer brüllte vor Vergnügen über diesen Galimathias (Unsinn). Hermann Eigner, mit einem feinen Schmunzeln, nahm sein Glas, erhob sich, trat auf den Redner zu und sagte: „Prosit! Herr — Oberlehrer!“

Das gab ein Gebrüll. Viele konnten Spott und Ernst in diesem Worte nicht unterscheiden, aber das war gleichgültig. Man hatte einen Anlaß zur Lustigkeit und zum Trinken mehr. Besonders der kleine Meyer rief beständig Prost. Der Onkel Wolff bekam bald schwere Lider. Peter Dorberger schwadronierte. Georg der Eiferer proklamierte. Heinrich Schmerzenreich erzählte von seinen pädagogischen Erfolgen. Das brachte den kleinen Meyer auf die Idee, die Dügenglocke zu läuten. Der Urpädagoge geriet daraufhin ganz aus dem Häuschen. Er konnte es nicht dulden, daß man an der Wahrheit seiner Erzählungen zweifelte. „Auf Ehr und Seligkeit,“ beteuerte er, und „meiner Seel“ hängt er jetzt in seinem Eifer jedem Sage an. Man belustigte sich über ihn und stachelte ihn, ohne daß er es merkte. Erst als auch ein junger Kaufmann, Wilhelm Bloß, sein Mütchen an ihm kühlen wollte, erwachte das Solidaritätsgefühl der Pädagogen und sie verteidigten ihren Kollegen mit dem schönen Eifer, der eines so idealen Standes und einer so vorgerückten Bierstunde würdig war.

Philipp nahm an dem Treiben teil, ohne sich groß mitreißend zu lassen. In einer Aufwallung seines Anständigkeitsgefühls war er zu Hermann Eigner hingegangen und hatte sich sehr förmlich für die liebenswürdige Einladung bedankt und die Versicherung abgegeben, daß es ihm eine große Ehre sei, an dem heutigen Abend teilnehmen zu dürfen. Dann hatte er sich gesetzt und war dem Gastgeber seine „Blume“ gekommen. An seiner Seite saß Julius Deer, ein angehender Jurist, mit einem häßlichen Nervenzucken und erzählte ihm von seinen Fechterkunststücken auf der Univerſität und brüstete sich mit der Zahl der Nadeln, die er erhalten hatte. Er hatte eine häßliche, quietſchende Stimme, dünn und blechern wie der Ton einer Zehnpsennigstrompete. Und er sprach fortwährend, so daß Philipp gar nicht mehr hinzuhören konnte. Immer von sich.

„Ein unangenehmer Streber,“ dachte der Philipp.

Dann erzählte das neugebadene Juristlein, daß er die Staatsanwaltskarriere einschlagen wolle.

„Die schönste ist das gerade nicht,“ sagte der Philipp, der, durch seine Herkunft beeinflusst, immer mit den Schwächeren fühlte und für sie Partei ergriff.

„Es ist die einzige juristische Karriere momentan, in der man es noch zu etwas bringen kann. Ein sensationeller Prozeß — und man ist oben. Staatsanwalt, dann Oberstaatsanwalt — nur abschrecken darf man sich nicht lassen. Die Blätter mögen schreiben, was sie wollen, man muß nur sein Ziel fest im Auge behalten.“

„Sm, hm,“ erwiderte Philipp.

Der Mensch war ihm wie ein unappetitliches Amphibium. Mebrig, abstoßend, häßlich. Wenn er sein Bierglas ergriff, machte die Hand immer erst einen ganzen runden Bogen, dann herüber über den halben Tisch — dann faßte er erst zu.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

1) Der fuchs.

Ein Tiermärchen von Karl Ewald.

(Autorisierte Uebersetzung von Hermann Rih.)

Es war eine sehr schwüle Julinacht, eine von denen, die gar nicht so häufig sind; eine von den Nächten, nach denen die Menschen sich den ganzen langen Winter hindurch sehnen, über deren Ausbleiben im Sommer sie recht jämmerlich zu wehklagen pflegen, und die sie, wenn sie wirklich da sind, unerträglich finden.

Es war so hell, daß man alles fast so deutlich wie am Tage sah. War es doch die Zeit der „hellen Nächte!“ Viele Menschen konnten vor Hitze nicht schlafen; und sie nahmen es ganz verschieden auf. Die einen fluchten und schimpften, warfen die Decken ab, fühlten sich sehr unbehaglich und waren schlechter Laune. Das waren die Alten. Die andern erhoben sich aus ihren Betten, wenn sie kurze Zeit gelegen hatten, und starrten durchs Fenster in die lichte Nacht hinaus; dann kleideten sie sich leicht an und gingen in den grünen Wald oder an den Strand hinab, wo die Wellen plätscherten. Das waren die Jungen.

Auch die Tiere benahmen sich jedes nach seiner Art. Doch das geschah nicht nach Alter oder Laune, sondern je nach der Bestimmung der Natur. Ihr mußten sie gehorchen. Und während die, die am Tage ihre Arbeit verrichtet hatten, fest und ruhig schliefen, gab es andere, die am Tage in ihren Höhlen und Verstecken schliefen, und die bei Sonnenuntergang aufwachten und mit klaren Augen und hungrigem Magen auszogen, um ihren Anteil an des Lebens Herrlichkeit zu erhaschen.

So machte es die Eule, die sich am Tage im Licht der Sonne gar nicht bliden lassen konnte, ohne von den anderen Vögeln verhöhnt und mißhandelt zu werden. Erst des Nachts konnte sie richtig sehen. Wenn es für andere dunkel war, dann war es für die Eule hell. Lautlos, um von ihrer Beute nicht bemerkt zu werden, flog sie durchs Gezweig. Schnell wie der Blitz stürzte sie sich auf ihr Opfer und fraß es oder trug es in ihr Nest in der alten hohlen Eiche, um es ihren hungrigen Jungen zu geben, die mit offenen Schnäbeln und großen Augen wartend dalagen, weil auch sie ja in das nächtliche Wachen und die nächtliche Arbeit gewöhnen mußten.

Auch die kleine Waldmaus, die beste Beute der Eule, unternahm des Nachts ihre Züge. Sie wagte sich nicht gern in die Sonne hinaus; denn sie war gar zu klein und schwach und hilflos gegenüber den Krähen und Bussarden und ihren anderen Feinden. Und auch der Fuchs benutzte die Nacht für seine Räubereien. Er liebte es nicht, daß man seine Wege zum Hühnerstall des Bauern erkundigte; und er verkehrte auch stets mit Vergnügen die ledernen Mäuslein, die ihm über den Weg liefen, weil er ja nicht wissen konnte, ob er in dieser Nacht junge Hühner zu essen bekam, oder ob der Bauer seinen Hof besser eingezäunt hatte, seitdem ihm neulich seine beiden letzten Entlein fast vor der Nase weggeschnappt worden waren.

Und ebenso machte es der Nachtfalter, der ganz melancholisch war, weil ihm ein so kurzes und schwieriges Dasein beschieden war, und der sich nichts daraus machte, sich am Tage zwischen all den bunten Blumen und Schmetterlingen herumzutummeln, die die Wiese bedeckten. Etwas Honig brauchte er ja, bevor er seine Eier legte und starb. Aber er bedurfte nicht der bunten Farben seiner Kameraden. Die leuchteten so, damit man sie nicht von den bunten Blumen unterscheiden könnte, zwischen denen sie umherflatterten. Gätte der Nachtfalter so ausgesehen, so wäre er bald von der Fledermaus auf ihrer nächtlichen Jagd erwischt worden. Er konnte sich am besten in einem graubraunen Wams verstecken, das nicht verriet, wo er war. Und das tat er auch. Er wußte auch recht gut, wo er seinen Honig zu holen hatte. Er kannte eine stille, bescheidene Blume, die auf ihn wartete. Die wollte ebensovienig wie der Nachtfalter mit den bunten Blumen der Wiese konkurrieren, die die Insekten durch ihre Pracht an sich lockten. Sie begnügte sich mit einem einfachen Kleide. Geschützt stand sie im Gebüsch. Aber wenn die Nacht im Walde hereinbrach, dann strömte sie einen herrlichen Duft aus, der so viel bedeutete, wie wenn sie rief:

„Komm, lieber Nachtfalter! Hier steht deine Nachtviole, den Wecher voller Honig für dich . . . dich allein.“

Und wenn der Nachtfalter den Duft spürte, dann fand er leicht den Weg zu seiner bescheidenen Freundin, setzte sich auf ihre Blüte und sagte:

„Hier bin ich, liebe Nachtviole, gib mir nun deinen Honig, dann kannst du deinen Blütenstaub auf meine Flügel laden. Er wird schon hängen bleiben; und ich verspreche dir, daß ich ihn getreulich zu einer anderen Nachtviole bringen werde.“

Es waren noch viel mehr Tiere draußen in der herrlichen, lauen Julinacht. Aber ich kann sie nicht alle aufzählen. Freilich geht es nicht an, daß ich die Anwesenheit der Nachtigall verschweige; denn sie selber schwieg auch nicht. Sie hatte eigentlich in der Nacht gar nichts zu suchen; denn sie war ja ein Tagvogel, der seine Arbeit zu beendigen und für seine Familie zu sorgen pflegt, bevor die Sonne untergeht. Aber sie war genau so wie die jungen Menschenkinder, die vor Glückseligkeit über die schöne Nacht nicht schlafen können. Und nun saß sie auf einem Zweige vor ihrem Neste und sang, als ob ihre kleine Kehle besten sollte . . . sang von der Herrlichkeit der Sommernacht und dem Glück und fuhr fort zu singen zu ihrem eignen Vergnügen, ohne daran zu denken, daß niemand sie hörte. Sie wußte nur, daß dieser Sommer genau so kurz wie schön war. Höchstens zwei Monate dauerte ihr Aufenthalt im hohen Norden. Dann waren ihre Jungen groß, und sie mußte nach Süden, wo es warm war und viele Fliegen gab, trenn es auch nicht so schön war wie in der Fliederheide vor dem Garten des Försters, wo sie nun drei Jahre hintereinander ihr Nest gebaut hatte, und wohin sie auch im nächsten Jahr zurückzukehren hoffte.

Inzwischen kam der Fuchs von seinem Ausflug nach Hause. Er hatte eine neue Einzäunung um den Hühnerstall des Bauern vorgefunden, die er nicht durchbrechen konnte. Und auf seinem Wege hatte er auch keine einzige Maus getroffen, so daß er sehr hungrig und ermattet war.

Unter dem Auebüsch, auf dem die Nachtigall saß und sang, stand er einen Augenblick still und lauschte. Als die Nachtigall ihn sah, schrie sie augenblicklich und hüpfte auf den allerhöchsten Zweig. Dort sang sie ein paar muntere Triller und sah schadenstrotz auf den Fuchs hinab.

„Diesmal wäre es mißglückt, du roter Fuchs,“ sagte sie.

„Also du hast es schon gehört?“ fragte der Fuchs und setzte sich auf seinen Schwanz. „Dann müssen dir's die Tauben erzählt haben. Die flogen auf, als ich am Gitter rüttelte, und das sind ja ein paar grauenhafte Klauertaschen.“

„Wobon redest du eigentlich? Ich habe keine Tauben gesehen und verstehe nicht, was du da schwabest.“

„Ich spreche natürlich von meiner Mitternachtsstour zum Hühnerstall des Bauern,“ erwiderte der Fuchs. „Wobon sollte ich sonst wohl sprechen? Meintest du denn das nicht, als du vorhin sagtest, daß es diesmal mißglückt wäre? Oder denkst du an die Waldmaus, die mir drüben bei der Buche entwischt ist?“

„Nein, wahrhaftig nicht,“ entgegnete die Nachtigall. „Ich habe weder mit den Tauben gesprochen, noch habe ich etwas von der Waldmaus gesehen. Aber du hast natürlich so viele Schurkenstreiche auf deinem Sündenregister, daß es nicht leicht ist, sich darin zurecht zu finden. Ich habe einfach daran gedacht, daß ich zu tief saß, und daß du leicht nach mir hättest schnappen können, wenn ich dich nicht rechtzeitig gesehen und höher gehüpft wäre. Ich kenne dich, du roter Fuchs, und weiß, was man von deiner Hinterlist zu erwarten hat. Du hast meine Grobmutter gefressen.“

„Hab' ich das getan?“ sagte der Fuchs gleichgültig und legte den Kopf auf die Pfoten. „Dann ist deine Grobmutter sehr unvorsichtig gewesen. Sonst hätte ich sie unmöglich erwischen können. Wäre ich ein Vogel, so sollte mich wahrhaftig kein Fuchs jemals fangen.“

„Nein,“ sagte die Nachtigall. „Und hättest du Flügel, dann würdest du mich bald fangen?“

„Natürlich. Ich bin hungrig, und du schmeckst ganz gut. Oder wenigstens erträglich. Warum sollte ich dich also nicht nehmen? Iffest du etwa nicht, wenn du hungrig bist? Oder wie benimmst du dich dann?“

„Gewiß, dann esse ich: Fliegen und Mücken und solche Tiere, die dazu bestimmt sind. Es könnte mir aber niemals einfallen, einen Heinen, unschuldigen Singvogel zu fressen.“

„Also, das würdest du nicht tun!“ sagte der Fuchs gähnend. „Nein, das glaube ich auch nicht. Ebenjowenig wie ich glaube, daß du die alte Gans oder die Ente des Försters oder den Rehbock urten auf der Wiese fressen würdest. Jeder nimmt eben das, wozu sein Schnabel ausreicht.“

„Ja, du versuchst immer, abzuschweifen,“ sagte die Nachtigall. „Aber du kannst mir glauben, ich habe recht gut die süßliche Miene bemerkt, womit du dich unter den Busch setztest und dir den Anschein gabst, als entzückte dich mein Gesang. Du bist zu gut im Walde bekannt. Du hältst nur noch die größten Dummköpfe, die es nicht anders verdienen, zum besten.“

„Dann möchte ich von ganzem Herzen wünschen, daß ein richtiger fetter Dummkopf käme, den ich zum besten halten könnte; denn ich bin mörderlich hungrig. Uebrigens irrst du dich. Ich finde wirklich, daß du hübsch singst, und habe mich hierher gesetzt, um dir zuzuhören. Geplauder und Ruffel sind mir nämlich am liebsten, wenn mein Magen leer ist.“

„Was liebst du denn, wenn dein Magen gefüllt ist?“ fragte die Nachtigall. „Ich gestehe, daß ich es für am gemütlichsten halten würde, dir etwas vorzusingen, wenn du so satt wärest, daß dir noch der letzte Gänsefchenkel zum Halse herausginge. Aber in dem Zustand machst du dir nichts aus dem Gesang?“

„Nein. Wenn ich satt bin, dann lege ich mich schlafen und träume, daß ich immer weiter esse. Ich kenne nichts Schöneres, wenn ich eine gute Jagd gehabt habe, als nach Hause zu schlendern, mich in meine Höhle zu legen und den ganzen Tag über zu schlafen. Dann träume ich immer von Enten und jungen Hühnern und anderen poetischen Dingen. Gegen Abend erwache ich, frisch und vergnügt und voller Lust, wieder auszugehen. Aber was die heutige Sache betrifft, so ist es mir nicht im entferntesten eingefallen, dich zu fangen. Wärest du mir ins Maul gepurzelt, dann hätte ich dich natürlich gefressen. Ein großer Happen wäre es ja nicht gewesen, aber immerhin . . . Du sagst, ich hätte deine Grobmutter gefressen. Das weiß ich nicht mehr. Dagegen erinnere ich mich deutlich, in der vorigen Woche fünf junge Nachtigallen nebst den beiden Eltern gefressen zu haben. Die einfältigen Leutchen hatten das Nest so niedrig und so nahe an der Erde gebaut, daß ich auf sie springen konnte, und das tat ich natürlich. Die beiden Alten waren so verwirrt, daß sie mir geradeswegs in den Nachen flogen. Das war furchtbar dumm von ihnen. Man hätte erwarten können, daß erwachsene Vögel mehr Verstand besäßen. Aber es ist ja ihre Sache. Na . . . übrigens schmecken die Jungen fast nach gar nichts und die Eltern nur wenig besser. Besonders erpicht bin ich also nicht auf Nachtigallensfleisch. Vielleicht beruhigt dich das, und du willst wieder weiterfangen.“

„Du bist ein fürchterlicher Räuber und Bandit, der schlimmste, den es im Walde gibt,“ sagte die Nachtigall empört. „Fünf kleine unschuldige Nachtigallenkinder nebst ihrem Vater und ihrer Mutter zu fressen! Schämst du dich denn gar nicht, das so roh und offen zu erzählen?“

„Ich weiß nicht, ob die Jungen unschuldig waren,“ sagte der Fuchs und gähnte wieder. „Wahrscheinlich waren sie es, denn sie schmeckten recht frisch.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Hirnanhang.

Zu den merkwürdigsten und noch am wenigsten erforschten Organen des menschlichen Körpers gehört ein Gebilde, das sich in unmittelbarer Nähe unseres diffizilsten Besitztums, des Gehirns, befindet. Es ist dies der sogenannte Hirnanhang oder die Hypophysis. Sie findet sich an der Unterseite des Gehirns, im Innern des Schädeldach. Die Hypophysis oder der Hirnanhang ist in letzter Zeit Gegenstand häufiger Untersuchungen geworden, die zum Teil recht überraschende Ergebnisse gezeitigt und von der meist unterschätzten Wichtigkeit dieses kleinen Gebildes etwas genaueren Aufschluß gegeben haben. Vor allem scheint die Hypophysis auf das Wachstum einen sehr erheblichen Einfluß zu haben, aber auch auf andere Funktionen nicht ohne Wirkung zu sein. Zusammenfassend berichtet über den augenblicklichen Stand der Hypophysenforschung Prof. Alfred Kohn in Nr. 28 der Münchener Medizinischen Wochenschrift in einem sehr interessanten Aufsatz.

Die Hypophysis gehört zu den Drüsen mit innerer Sekretion, die sich von anderen Drüsen dadurch wesentlich unterscheiden, daß sie nicht einen besonderen Ausführungsgang zum Transport des von ihnen gebildeten Sekretes besitzen. Die großen Drüsen unseres Körpers, wie die Leber, die Niere, die Speicheldrüsen, ferner die zahllosen kleinen Drüsen, die unsere sämtlichen Schleimhäute, die Darm-, Nasen-, Gebärmutter-schleimhaut usw. feucht erhalten, besitzen einen Ausführungsgang, durch den sich das betreffende Sekret in den Hohlraum ergießt. Ihnen steht eine Anzahl von Drüsen gegenüber, die keinen besonderen Ausführungsgang besitzen, deren Sekret vielmehr von den in die Drüse einbringenden Blutgefäßen aufgenommen und dadurch dem gesamten Körpergewebe zugeführt wird. Zu den Drüsen mit innerer Sekretion gehören die Schilddrüse, die Nebennieren, die Hypophysis (der Hirnanhang), ein Teil der Bauchspeicheldrüse, alles Gebilde, deren ungeheure Wichtigkeit für die Regulation der Funktionen des lebenden Organismus erst durch die physiologischen Forschungen der jüngsten Zeit erkannt wurde. Der berühmte französische Physiologe Brown-Séquard hat vor allem ein großes Verdienst um die Erforschung dieser Organe; er hat aber auch gezeigt, daß manche Drüsen mit Ausführungsgang wie die Geschlechtsdrüsen (Hode und Eierstock) außer dem Sekret, das durch den Ausführungsgang abgeleitet wird, noch ein inneres Sekret bereiten, das dem Blutstrom mitgeteilt wird und eine allgemeine Wirkung auf den Organismus ausübt.

Das Schilddrüsensekret erzeugt, wenn es im Uebermaß vorhanden ist, die berühmte Basedow'sche Krankheit, die bekanntlich mit einem sehr großen Kropf, hervorstehenden Augen, Zittern der Hände und noch anderen Symptomen einhergeht; fehlt hingegen das Schilddrüsensekret, so entstehen andere Allgemeinerkrankungen von größter Tragweite, eine Verkümmernng des körperlichen und geistigen Gedeihens. Beruhen doch viele Fälle von Idiotie nicht auf einer Verkümmernng des Gehirns, sondern auf einer mangelhaften Entwicklung oder einem völligen Fehlen der Schilddrüse.

Die Nebenniere erzeugt ein Sekret, das Adrenalin, das ebenfalls höchst eigenartige und lebenswichtige Eigenschaften besitzt. Es reguliert vor allem den Blutdruck, der sich beim gesunden Menschen immer auf annähernd der gleichen Höhe befindet, dadurch, daß es die Gefäßmuskulatur ständig zusammenzieht und so die Öffnung der Blutgefäße verengt. Diese gefäßkontrahierende Wirkung des Adrenalins hat sich die moderne Chirurgie zunutze gemacht und bedient sich des merkwürdigen Stoffes in ausgedehntem Maße bei Operationen, die unter Lokalanästhesie (örtlicher Betäubung mit Kokain usw.) ausgeführt werden. Der Adrenalinzusatz bewirkt nämlich eine Gefäßverengung und dadurch Blutabsperren, die für den operierenden Arzt natürlich eine große Erleichterung bedeutet. Außerdem wird die Resorption des immerhin sehr giftigen Kokains oder des Kokainersatzmittels durch die Gefäßzusammenziehung verlangsamt; das Anästhetikum bleibt mehr lokal und gelangt nicht so schnell in den Blutkreislauf. Wegen dieser Eigenschaften ist das Adrenalin heute ein unentbehrliches Mittel in der chirurgischen Technik geworden und wird, zumal seitdem auch seine künstliche Darstellung, seine Synthese, in neuester Zeit gelungen ist, überall angewendet. Die Wichtigkeit sowohl der Nebennieren wie der Schilddrüse für den lebenden Organismus geht daraus deutlich hervor, daß Tiere, denen diese Organe entfernt werden, binnen kurzem zugrunde gehen.

Wenden wir uns nun zur Hypophysis selbst, deren Funktion indes noch nicht so deutlich erkannt ist wie etwa die der Schilddrüse oder die der Nebennieren. So viel steht aber fest, daß die Hypophysis zum Wachstum des Körpers eine besondere Beziehung hat. Es ist heute eine gesicherte Tatsache, daß während der Schwangerschaft eine bedeutende Hypophysenveränderung, vor allem eine Vergrößerung vor sich geht. Nach der Geburt kehrt die Hypo-

